

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32017-2

© Christy Brown 1960

First published as „My Left Foot“ by Martin Secker & Warburg,  
an imprint of Vintage. Vintage is part of the  
Penguin Random House group of companies.

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).



Christy Brown

Mein  
linker  
Fuß

Scherz

Bern München Wien

Einzig berechnigte Übertragung  
aus dem Englischen von Leonharda Gescher  
Titel des Originals: «My Left Foot»  
Copyright © by Karl H. Henssel Verlag Berlin  
Berechnigte Lizenzausgabe für den Scherz Verlag  
Bern und München  
Dritte Auflage 1973

## Vorwort

Vor vielen Jahren veranstalteten ein paar wohlwollende Theaterleute eine Filmvorführung für Kinder. Es war eine *Matinée*, und sie stand unter der Schirmherrschaft einer wohlthätigen Stiftung, die nach der zweiten Aufführung meines Stückes *MARROWBONE LANE* gegründet worden war. Als die Vorstellung zu Ende war und die Kinder aus dem Saal strömten, fiel mir ein merkwürdig aussehender kleiner Junge auf, der rittlings auf den Schultern eines viel größeren und kräftigeren Jungen saß. Es war ein verblüffender Anblick, und heute noch sehe ich das Bild deutlich vor mir. Der als Reitpferd dienende Junge war breitschultrig und hatte wirres, dunkles Haar, seine Lippen waren zu einem seltsamen Lächeln verzogen, das Selbstvertrauen, Stärke und Freundlichkeit zum Ausdruck brachte. Die Beine des Reitersmanns schlangen sich um den Körper des großen Bruders, die Arme und Hände hielt er auf befremdliche Weise fest an sich gepreßt. Besonders deutlich hatten sich mir jedoch das bleiche junge Gesicht und die Augen eingeprägt. Es schien, als leuchteten diese Augen mit größter Lebendigkeit und wachem Geist aus dem Gesichtchen heraus. Obwohl Christy Brown heute bereits ein Mann von zweiundzwanzig Jahren ist, spricht immer noch die gleiche seltene Geisteskraft aus seinem

Blick. Ich erkundigte mich damals, wer der Kleine sei, und erfuhr, er heiÙe Christy Brown und sei von Geburt an beinahe völlig gelähmt, dabei offenbar durchaus intelligent, wenn er auch nicht sprechen könne. Jahre vergingen, aber niemals konnte ich jenen Augenblickseindruck vergessen. Nun hatte meine Schwägerin, Eirene Collis, gerade eine neue, aus Amerika stammende Behandlungsweise für zerebrale Kinderlähmung in Europa eingeführt, und auf ihre Anregung hin eröffnete ich vor vier Jahren in Dublin eine Klinik, in der diese neue Behandlungsmethode zur Anwendung gebracht werden sollte. Sogleich fiel mir Christy Brown wieder ein, und ich stellte Nachforschungen nach ihm an. Nach einigem Suchen fand ich ihn: Er wohnte in einer weitgestreckten Siedlung moderner Arbeiterhäuser. Ich klopfte. Eine kleine, etwas beleibte, lächelnde Frau in den Vierzigern mit rundem Gesicht öffnete die Tür und führte mich in die Wohnküche, die von zahllosen Kindern jeden Alters überquoll – jedenfalls wirkte es so auf mich. In einem großen Stuhl neben dem Feuer saÙ, von Kissen gestützt, der verkrüppelte Knabe, nach welchem ich suchte. Als ich ihn anblickte, fühlte ich mich sofort zu ihm hingezogen. Die anderen im Zimmer Anwesenden schienen zurückzuweichen, und mir war, als stünde ich allein einem Menschen gegenüber, den ich offenbar schon lange kannte. Er war völlig unfähig zu sprechen oder sich mit mir zu verständigen, aber das hinderte mich keineswegs, mit ihm in Kontakt zu kommen. Vieles hat sich seitdem zwischen uns beiden zugetragen, vieles, was mich jetzt in den Stand versetzt, dieses Vorwort zu seinem Buch zu schreiben.

Ich will hier nicht die Geschichte vorwegnehmen, die er selber so gut erzählt, den Bericht darüber, wie er die

Durchführung der Behandlung seiner zerebralen Kinderlähmung in Angriff nahm oder wie er »zu schreiben« lernte. Wenn der Leser aber gewisse Fragen beantwortet haben möchte, nachdem er Christys Bericht über seine Fortschritte auf diesem Gebiet zu Ende gelesen hat, besonders, wenn er Näheres über die rein medizinische Seite seines Leidens, die zerebrale Kinderlähmung, zu erfahren wünscht, dann möge er das Nachwort am Schluß des Buches lesen, in welchem er solche Fragen beantwortet findet.

Ich glaube, in gewissem Sinne den Anspruch erheben zu dürfen, daß ich Christy Brown gelehrt habe, wie man schreibt, oder besser, wie man nicht schreiben darf. Er ist zweifellos der beste Schüler, den ich jemals gehabt habe. Das vorliegende Buch ist jedoch keineswegs etwa mein Werk. Wir haben es zwar vorher geplant und während der ganzen Zeit seines Entstehens besprochen, und ich bin auch ein erbarmungsloser Kritiker gewesen, da ich nun einmal aus einer literarisch belasteten Familie stamme. Meine beiden Brüder sind als Schriftsteller rühmlichst bekannt (John Stewart Collis, mein Zwillingbruder, und Maurice Collis, mein älterer Bruder). Meine eigenen Kenntnisse über das Schreiben verdanke ich weitgehend den Ratschlägen, die sie ihrem nicht so bewanderten Bruder gaben. Diese Ratschläge und noch ein paar eigene Erfahrungen, die ich selber beim Schreiben gemacht hatte, habe ich an Christy weitergegeben. Da er damals überhaupt noch nicht imstande war, deutlich zu sprechen, konnte er auf meine Auseinandersetzungen nichts entgegenen. Als er das Buch von neuem zu schreiben begann, war es für mich eine große Überraschung und Freude, zu entdecken, daß er alles, was ich gesagt hatte, richtig ver-



standen und beherzigt hatte. Er hatte tatsächlich mehr begriffen, als man normalerweise hätte erwarten können. Während er allein und abgesondert in seinem kleinen Zimmer saß, hatte er alle Gedanken »weitergesponnen«, so daß er nun in einem ihm eigenen, einfachen Stil zu schreiben begann und in sehr kurzer Zeit ein richtiger Könner wurde. Sein Schreibstil weist eine harte, unsentimentale Note auf. Er hat sie seiner Selbstdisziplin zu verdanken, die er sich ständig auferlegen mußte, um sein intensives Empfindungsleben zu zügeln. Ebenso weist sein Verstand einen bemerkenswerten Sinn für das Wesentliche auf, so daß der Leser niemals gelangweilt ist, sondern der Handlung voller Spannung folgt.

Er beschreibt seine außergewöhnliche Familie von vierzehn Mitgliedern so porträtähnlich und genau so, wie ich sie mit eigenen Augen sah. Sollte jemand einmal nach Stannaway Road in Dublin kommen, so würde er dort Mr. und Mrs. Brown zusammen mit Paddy und Peggy und Mona und Francis und Seàn und Eamonn und alle die anderen antreffen, und zwar genau so, wie er sie sich vorgestellt hatte. Und ich glaube darüber hinaus, daß man auch Christy selber so vorfinden würde, wie man ihn vorzufinden gehofft hatte. Man würde nicht enttäuscht sein, wie es einem so leicht geht, wenn man Autoren kennenzulernen wünscht, deren Werke man gelesen hat, und ihnen dann wirklich begegnet. Die Browns mit ihrer unnachahmlichen Mutter sind ohne Zweifel die bemerkenswerteste Familie, der ich jemals begegnet bin, und nichts bereitet mir größeres Vergnügen, als wenn ich zum Abschluß eines langen Tages zu ihnen hineinschaue, in der Küche mit ihnen allen einen Plausch mache und dann über den Hof in Christys kleines Heiligtum gehe,

um plaudernd oder lesend bei ihm zu verweilen. All dieses ist in Irland natürlich längst nicht so ungewöhnlich, wie es anderswo der Fall sein mag. Denn hierzulande ist man daran gewöhnt, unvermutet mit dem Briefträger in eine stürmische Auseinandersetzung über die Verdienste Ibsens verwickelt zu werden oder die Entdeckung zu machen, daß der Fahrer, der den Bus die tausend Fuß zu unserem Dorf in den Bergen hinaufführt, derselbe Mann ist, der gerade im Begriff ist, eines der Stücke aus dem Abbey Theater anlässlich des dramatischen Festivals im Ort zur Aufführung zu bringen. Und man wird auch dauernd gefragt, ob man bereit sei, ein Theaterstück »zu überfliegen«, das der diensttuende Polizist draußen vor der Klinik geschrieben hat – oder den Roman von irgendeinem Schüler.

Abgesehen vom literarischen Wert des Buches und dem Interesse, das Christys Gemälde einer Dubliner Familie in uns erweckt, ist dieses Buch meiner Meinung nach von grundlegender Bedeutung. Mit Ausnahme des großen Werks von Helen Keller und Annie Sullivan ist ein verkrüppelter, blinder oder tauber Mensch selten so begabt gewesen, daß er imstande war, den Vorhang, der das Leben so vieler unserer weniger glücklichen Brüder und Schwestern abschließt, zu lüften und uns einen Blick dahinter werfen zu lassen. Niemals, glaube ich, hat jemand einen Bericht über ein vom normalen Leben so völlig abweichendes Leben gelesen, einen Bericht, der dazu noch mit einer solchen Könnerschaft geschrieben ist, daß man wirklich nachempfinden kann, was der Verfasser selber empfunden hat. Alles, was ich mit Christy Brown erlebte, ist für mich eine einzigartige Offenbarung gewesen. Und diese Offenbarung war mir ein Beweis dafür, welcher er-

staunlichen Kräfte der Geist des Menschen fähig ist, wenn es gilt, Unmögliches zu überwinden. Vor allem hilft es uns erkennen, wie ungeheuer notwendig es ist, daß des Menschen Seele Befreiung finde aus allen Gefängnissen jeglicher Art.

Bo-Island  
Newtownmountkennedy

Robert Collis

## Der Buchstabe »A«

Ich wurde am 5. Juni 1932 im Rotunda-Hospital geboren. Vor mir hatte meine Mutter schon neun Kinder zur Welt gebracht, und nach mir kamen noch zwölf, ich selber gehöre also zur mittleren Gruppe. Von diesen insgesamt zweiundzwanzig Kindern blieben siebzehn am Leben, vier starben im Kindesalter, so daß immer noch dreizehn übrigblieben, um unsere Familie vollzählig zu machen.

Meine Geburt soll eine schwere Geburt gewesen sein, wie man mir sagte. Beinahe wären sowohl Mutter als auch Sohn gestorben. Ein ganzes Heer von Verwandten stand bis in die frühen Morgenstunden draußen vor der Klinik Schlange, man wartete auf Nachrichten und betete inbrünstig, es möge gut ausgehen.

Nach meiner Geburt wurde meine Mutter für einige Wochen zur Erholung fortgeschickt, und ich blieb während ihrer Abwesenheit in der Klinik. Dort verbrachte ich einige Zeit ohne Namen, denn ich wurde nicht eher getauft, als bis meine Mutter sich kräftig genug fühlte, um mich in die Kirche zu tragen.

Meine Mutter bemerkte als erste, daß mit mir etwas nicht in Ordnung war. Ich war damals ungefähr vier Monate alt. Sie beobachtete, daß mein Kopf jedesmal,

wenn sie mich zu füttern versuchte, nach hinten zurückzufallen pflegte. Sie bemühte sich, dem dadurch abzuhelpfen, daß sie ihre Hand unter mein Genick legte, um den Kopf in Ruhestellung zu halten. Aber sobald sie sie wegnahm, fiel er wieder zurück. Das war das erste Warnungszeichen. Dann, als ich älter wurde, nahm sie weitere Störungen wahr. Sie sah, daß meine Hände fast ununterbrochen zusammengepreßt waren und dazu neigten, sich hinter meinem Rücken zu umschlingen; mein Mund konnte den Sauger der Flasche nicht festhalten, denn schon in jenem frühen Alter preßten sich meine Kiefer entweder fest aufeinander, so daß es nicht möglich war, sie zu öffnen, oder sie wurden plötzlich schlaff und hingen herab, wobei sie meinen ganzen Mund nach einer Seite verzogen. Mit sechs Monaten konnte ich nicht aufrecht sitzen, ohne einen Berg von Kissen um mich herum zu haben; mit zwölf Monaten war es genau das gleiche.

Meine Mutter war sehr beunruhigt darüber und teilte meinem Vater ihre Befürchtungen mit. Sie beschlossen, ohne weiteren Aufschub ärztlichen Rat einzuholen. Ich war etwas über ein Jahr alt, als sie begannen, mit mir in Krankenhäuser und Kliniken zu gehen, denn sie waren nun endgültig davon überzeugt, daß etwas bei mir nicht in Ordnung war, etwas, was sie weder verstehen noch mit Namen nennen konnten, was aber sehr real und beunruhigend war.

Fast alle Ärzte, die mich sahen und untersuchten, bezeichneten mich als einen sehr interessanten, aber auch hoffnungslosen Fall. Viele gaben meiner Mutter sehr behutsam zu verstehen, daß ich schwachsinnig sei und es auch bleiben würde. Das war für eine junge Mutter, die schon fünf gesunde Kinder aufgezogen hatte, ein harter Schlag.

Die Ärzte waren sich ihrer Sache so sicher, daß der Glaube meiner Mutter an mich beinahe wie eine Frechheit wirkte. Sie bedeuteten ihr, daß nichts für mich getan werden könne. Sie weigerte sich, diese Wahrheit hinzunehmen, die – wie es damals schien – unabänderliche Wahrheit, daß es für mich keine Heilung, keine Rettung, nicht einmal Hoffnung gab. Sie konnte und wollte nicht glauben, daß ich, wie die Ärzte ihr sagten, geistesschwach sei. Es gab nichts in der Welt, an das sie sich hätte klammern können, kein Zipfelchen eines Beweises, um sie in ihrer Überzeugung zu bestärken, daß, wenn mein Körper auch verkrüppelt war, mein Geist es nicht war. Ungeachtet aller Äußerungen von Ärzten und Spezialisten wollte sie es nicht wahrhaben. Ich glaube nicht, daß sie wußte, warum – sie wußte es einfach, ohne auch nur den geringsten Schatten eines Zweifels aufkommen zu lassen.

Als sie erkannte, daß die Ärzte in keiner Weise helfen konnten, daß sie ihr nur raten konnten, ihre Liebe nicht an mich zu verschwenden, mit anderen Worten, daß sie vergessen solle, daß ich ein menschliches Wesen sei und besser nur als ein Gegenstand betrachtet werde, den man füttern und waschen und dann wieder beiseiteschieben müsse – als sie das erkannte, beschloß meine Mutter, ein für allemal die Zügel selber in die Hand zu nehmen. Ich war *ihr* Kind, und deshalb gehörte ich zur Familie. Gleichgültig, wie unempfindlich und unfähig ich mich beim Heranwachsen auch erweisen würde, sie war entschlossen, mich genauso zu behandeln wie die anderen und nicht wie den »Verrückten« im Hinterzimmer, von dem niemals gesprochen wird, wenn Besuch da ist.

Das war für mein zukünftiges Leben ein folgenschwerer Entschluß. Es bedeutete, daß ich immer meine Mutter auf

meiner Seite haben würde, um mir all die Schlachten, die mir bevorstanden, schlagen zu helfen und mir neue Kraft zu verleihen, wenn ich an der Grenze meiner Kräfte angelangt war. Aber es war nicht leicht für sie, denn jetzt waren die Verwandten und Freunde anderer Meinung. Sie verlangten, daß ich zwar gütig, freundlich behandelt, aber nicht ernstgenommen werden solle. Es sei falsch, mich ernstzunehmen. »Um deiner selbst willen«, sagten sie, »beachte diesen Jungen nicht ebenso wie die anderen; es würde letzten Endes nur dein Herz zerreißen.« Zu meinem Glück blieben Mutter und Vater allem zum Trotz standhaft, aber Mutter gab sich nicht damit zufrieden, bloß zu sagen, ich sei kein Idiot, sie wollte es beweisen, nicht aus eisernem Pflichtgefühl heraus, sondern aus Liebe. Und das ist der Grund, weshalb ihr Verhalten von Erfolg gekrönt wurde.

Zu jener Zeit mußte sie neben dem »schwierigen Kind« auch noch fünf andere Kinder betreuen, obwohl es bis jetzt noch keinesfalls ein volles Haus war. Da waren meine Brüder, Jim, Tony und Paddy, und meine beiden Schwestern, Lily und Mona, alle noch sehr jung, nur immer gerade etwa ein Jahr Altersunterschied zwischen ihnen, beinahe wie Orgelpfeifen.

Vier Jahre gingen dahin, ich war jetzt fünf Jahre alt und immer noch hilflos wie ein neugeborenes Kind. Während mein Vater arbeiten ging und durch Maurerarbeit unser täglich Brot verdiente, war Mutter damit beschäftigt, langsam, geduldig, einen Ziegel nach dem andern von der Mauer niederzureißen, die sich zwischen mich und die anderen Kinder zu schieben schien – langsam, geduldig durchdrang sie den dicken Vorhang, der vor meiner Seele hing und sie von ihren Seelen trennte. Es war schwere,

herzzerreißende Arbeit, denn oft empfing sie als Erwiderung von mir nichts weiter als nur ein unbestimmtes Lächeln und vielleicht ein schwaches Gurgeln. Ich konnte nicht sprechen oder auch nur murmeln, ich konnte nicht ohne Unterstützung aus eigener Kraft aufrecht sitzen oder allein Schritte machen. Aber ich war dabei nicht leblos oder bewegungslos. Im Gegenteil, ich schien von Bewegungen geschüttelt zu werden, von wilden, unaufhörlichen, ruckartigen Bewegungen, die mich niemals freigaben, außer im Schlaf. Meine Finger verdrehten sich und zuckten beständig, meine Arme wanden sich nach rückwärts, und oft schossen sie plötzlich in dieser oder jener Richtung heraus, mein Kopf hing schlaff herab und baumelte zur Seite. Ich war ein absonderlicher, krummer kleiner Kerl.

Mutter erzählte, wie sie eines Tages stundenlang mit mir in einem der oberen Räume gesessen habe. Sie habe mir Bilder aus einem großen, dicken Geschichtenbuch gezeigt, das ich letzte Weihnachten vom Nikolaus erhalten hatte, sie habe mir die Namen der verschiedenen Tiere und Blumen, die darin abgebildet waren, gezeigt und vergeblich versucht, mich so weit zu bringen, daß ich sie wiederholte. Das war stundenlang so weitergegangen, sie sprach mit mir und lachte. Schließlich beugte sie sich über mich und sagte sanft in mein Ohr:

»Hat dir das gefallen, Chris? Haben dir die Bären und die Affen und all die lieblichen Blumen gefallen? Nicke mit dem Kopf, sage ja, sei ein guter Junge.«

Aber ich konnte kein Zeichen geben, um zu zeigen, daß ich sie verstanden hätte. Hoffnungsvoll war ihr Gesicht über das meine gebeugt. Plötzlich griff meine absonderliche Hand unwillkürlich nach oben und erfaßte eine der